

«Ich mochte Picasso sehr als einen Freund»

Angela Rosengart ist die Grande Dame des Schweizer Kunsthandels. Philipp Meier hat sie in ihrem Museum zum Gespräch getroffen

An bester Lage im Zentrum von Luzern in einem neoklassizistischen Palazzo befindet sich seit bald zwanzig Jahren eine der bedeutendsten Privatsammlungen an Kunst der klassischen Moderne in der Schweiz: Das Museum Sammlung Rosengart. Seine Stifterin Angela Rosengart gehört einer Kunsthändlerdynastie an, die ihre Wurzeln in Deutschland hat. Die Mäzenin war lange die rechte Hand ihres Vaters Siegfried Rosengart (1894–1985), der als «Jahrhunderthändler» sozusagen den Grundstein der heutigen Museumssammlung legte. 1920 gründete er in Luzern eine Galerie. 1933 erhielt er die Schweizer Staatsbürgerschaft.

Angela Rosengart empfängt uns zum Interview in dem zurzeit geschlossenen Museum. Auf ihrem roten Rollkragpullover prangt ein grosses, von Picasso gestaltetes Medaillon, das sie extra für das Treffen trage, wie sie mir sagt. Und zieht zu meiner Überraschung ein Couvert aus der Tasche mit der Quittung eines Einzahlungsscheins von 1945 für ein Jahresabonnement dieser Zeitung zum Betrag von 37 Franken 50, fein säuberlich ausgefüllt in der Handschrift ihres Vaters.

Frau Rosengart, seit vielen Jahren sehe ich Sie jeweils an den Kornfeld-Auktionen in Bern. Die Zeit scheint bei Ihnen keine Spuren zu hinterlassen. Was ist Ihr Geheimnis, mit nun 89 Jahren so unverändert vital zu sein?

Ich habe viele Freuden, an der Kunst, am Museum, am Leben überhaupt. Und es gibt auch immer sehr viel zu tun, das mich auf Trab hält, denn ich leite ja auch das Museum und betreibe meine Kunsthandlung. Überdies habe ich sicher gute Gene von meinem Vater geerbt. Und ich mache natürlich meine tägliche Gymnastik.

Wie ist das für eine Museumsstifterin, wenn ihr Museum geschlossen sein muss?

Das ist natürlich das Traurigste, was mir überhaupt hat passieren können. Schliesslich habe ich dieses Museum ja nicht als Grab gedacht, sondern dass es für die Menschen da ist, die sich an der Kunst erfreuen wollen.

Immerhin können Sie selber sich hier jeden Tag an der versammelten Kunst freuen. Was bedeutet Kunst für Sie?

Alles! (lacht). Ich bin aufgewachsen mit Kunst, weil mein Vater Kunsthändler gewesen ist. 1920 hatte er gegenüber dem Hotel National eine Galerie eröffnet, dort habe ich seit meinem Schulabschluss das ganze Leben lang gearbeitet.

Woher kam dieses Interesse für Kunst? In Ihrer Familie gab es ja diesen Onkel Ihres Vaters, den berühmten Münchner Galeristen Heinrich Thannhauser.

Ja, dieser Onkel war es, der meinen Vater gefragt hatte, ob er nicht Lust hätte, für ihn in Luzern eine Filiale aufzumachen. 1928 wurde die vormalige Galerie Thannhauser in Luzern dann zur Galerie Rosengart.

Nachdem sich Ihr Vater in den Skiferien das Bein gebrochen hatte, mussten Sie in der Galerie mithelfen. Das war Ihr Einstieg in den Kunsthandel. Wie war das für Sie? Hatten sie keine Träume als so junge Frau?

Mein Traum war es, Archäologie zu studieren, aber mit sechzehn war ich schon zu alt fürs Gymnasium. Mein Vater hatte nie Angestellte gehabt, aber als er sich das Bein gebrochen hatte, sagte er, nun brauche er meine Hilfe, ich müsse in die Galerie kommen. Und was damals ein Vater sagte, das machte man halt auch. So bin ich in die Galerie eingetreten. Wobei mir mein Vater alles beibrachte. Nicht nur, dass man seinen Blick durch ständiges Vergleichen schärfen muss oder wie man Briefe verfasst und Kunden empfängt, sondern auch, wie man etwa eine Kiste mit Bildern richtig packt.

Mit 25 wurden Sie Teilhaberin. Wie war Ihre Beziehung zu Ihrem Vater?



Die Galeristin Angela Rosengart neben ihren Porträtbildern von Pablo Picasso in ihrer Sammlung in Luzern.

KARIN HOFER / NZZ

Für mich war mein Vater die wichtigste Bezugsperson. Umgekehrt hing er auch sehr an mir. Wir hatten uns stets ohne Worte verstanden. Er war im Umgang mit mir auch sehr klug. Nie hatte er vor einem Bild gesagt, das würden wir kaufen oder nicht. Stets hatte er mich gefragt, was ich von dem Werk hielte. So musste ich mir meine eigenen Gedanken dazu machen. Wenn er nicht einverstanden war, erklärte er mir, warum. So hatte ich ungemein viel gelernt, viel mehr, als wenn ich einfach sein Urteil hätte akzeptieren müssen. Was unseren Kunstgeschmack betraf, lagen wir aber immer auf einer Linie.

Welche Rolle spielte dabei Ihre Mutter?
Meine Mutter liebte zwar die Kunst, wollte aber mit dem Geschäft nichts zu tun haben. Sie war immer sehr glücklich, wenn wir uns entschieden, ein Bild, das wir nicht verkaufen wollten, nach Hause zu nehmen und dort aufzuhängen.

Die Schweiz erlebte als Kunsthandelsplatz ab den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine Blütezeit. Sammler aus dem Ausland, viele unter ihnen aus den Vereinigten Staaten, kamen über Paris, das damalige Kunsthandelszentrum Europas, auch nach Luzern. Als Vermittler von avantgardistischer Kunst leisteten die Rosengarts Pionierarbeit.

Sie verkauften Werke von Van Gogh, Cézanne, Vuillard, Bonnard, Gris, Miró und Picasso an Sammler und Museen, so etwa Manets Meisterwerk «Un bar aux Folies-Bergère» an das Courtauld Institute in London. Siegfried Rosengarts einnehmende Art führte zu freundschaftlichen Kontakten mit Künstlern wie Marc Chagall, Georges Braque oder Henri Matisse. Früh lernte er den damals noch kaum berühmten Picasso kennen. Daraus ergab sich eine lebenslange Freundschaft.

Sie wurden von Picasso porträtiert. Diese Porträts sind hier im Museum zu sehen. Wie ist das, dem berühmtesten Künstler der Epoche Modell zu sitzen?
Das war natürlich sehr aufregend. Als mir Picasso in Südfrankreich eines Tages sagte: «Kommen Sie morgen, ich mache ein Porträt von Ihnen», konnte ich die halbe Nacht nicht schlafen.

Wie haben Sie Picasso als Mensch erlebt?

Er war sehr liebenswürdig, ja geradezu liebevoll. Ich musste allerdings, während er am Porträt arbeitete, stillsitzen, durfte nicht sprechen und musste einfach seinen Blick aushalten. Picasso hatte ja

viele Seiten, man hat nie den ganzen Picasso gesehen. Wenn er aber jemanden gut mochte, und er und mein Vater hatten eine gute Freundschaft, dann war das ein wunderbares Verhältnis.

Wie man ja weiss, liebte Picasso die Frauen. Und Sie hatte er über die Jahre mehrmals porträtiert, insgesamt fünfmal. Hätte sich da auch ein Liebesverhältnis ergeben können, trotz dem grossen Altersunterschied? Oder hat Ihr Vater auf seine Tochter einfach zu gut aufgepasst?

Er hatte nie etwas probiert, wahrscheinlich hätte ich aber nicht einmal darauf reagiert, ich mochte ihn einfach sehr als einen Freund. Und er war sehr vornehm und zurückhaltend. Wenn die Leute sagten: «Oh, der hat doch alle genommen», dann muss man wissen, dass Picasso nicht aufdringlich gewesen war, sondern dass die Frauen das wollten. Es war natürlich schon etwas, mit Picasso etwas zu haben. Aber bei mir war da nie etwas in diese Richtung.

Ihr Vater hatte das grosse Glück, als Galerist in Picassos Atelier aus dem Eigenbestand des Meisters auswählen zu dürfen. Wie kam es zu diesem Privileg?

Das hatte sich durch diese langjährige Freundschaft so ergeben. Picasso hatte zwar schon seit 1907 einen Vertrag mit dem Galeristen Daniel-Henry Kahnweiler, mit dem mein Vater befreundet war. Über ihn lief auch alles Finanzielle, und er erhielt auch seine üblichen Prozente. Wichtig aber war uns, dass wir Bilder bei Picasso direkt aussuchen durften.

Was zeichnet in Ihren Augen einen guten Kunsthändler aus?

Dass nicht der Handel im Vordergrund steht, sondern die Liebe zur Kunst. Mein Vater nahm immer grosse Verantwortung gegenüber den Kunden wahr. Er wollte nur Bilder verkaufen, von welchen er selber voll überzeugt war.

Sie sind ja selber eine begnadete Kunsthändlerin geworden. War es für Sie jemals ein Problem, mit Kunst zu handeln, sie mit Geld aufzuwiegen?

Ich habe genauso wie mein Vater immer versucht, Bilder nicht einfach bloss zu verkaufen, sondern zu platzieren. Sei es bei Sammlern oder in Museen: Der Ort für ein Werk musste stimmen.

Es gab auch Werke, die den Rosengarts besonders ans Herz gewachsen waren. Daraus entstand eine eigene Sammlung. 1992 gründete Angela Rosengart

eine Stiftung. Mit dem repräsentativen, 1924 für die Nationalbank erstellten Gebäude an der Pilatusstrasse 10, das sie erwerben konnte, hatte die Sammlung 2002 einen würdigen Rahmen gefunden. Neben dem einen Schwerpunkt mit Picasso beherbergt das Museum rund 125 Arbeiten von Paul Klee.

Ihre Sammlung, die Sie in ein eigenes Privatmuseum eingebracht haben, umfasst rund 300 sehr bedeutende Kunstwerke. Sind Sie eine Sammlernatur?

Ich bin zwar Kunsthändlerin. Aber mit meiner Liebe zur Kunst war es für mich oft schwer, mich von bestimmten Werken zu trennen.

Was war Ihr erstes Werk, das Sie für sich selber kaufen? Können Sie sich noch erinnern?

Natürlich. Das Werk hängt sogar hier im Museum. 1948, als ich sechzehn Jahre alt war und im ersten Jahr bei meinem Vater im Geschäft arbeitete, hatte er eine Paul-Klee-Ausstellung eingerichtet. Und da gab es eine Zeichnung, «X-chen» heisst sie, in die ich mich verliebte. Mein Vater sagte, wenn der Klee-Nachlassverwalter vorbeikäme, solle ich ihm das sagen, vielleicht mache er mir einen speziellen Preis. Und so war es. Er wollte wissen, was ich denn im Monat verdiene. Das waren 50 Franken, ein üblicher Monatslohn für einen Lehrling damals. Und als er mich fragte, ob ich bereit wäre, einen ganzen Monat lang für diese Zeichnung zu arbeiten, bejahte ich und erhielt die Zeichnung für 50 Franken. Das war meine erste Erwerbung. Aber es ging nicht lange, und ich sammelte weiter, zuerst vor allem Werke von Klee.

In Ihrer langjährigen Tätigkeit als Kunsthändlerin haben Sie sicherlich auch einige Bilder verkauft, die sie am liebsten behalten hätten?

Ja, das gibt es. Da war ein Picasso aus der Rosa-Periode, ein wunderschönes Porträt von Fernande. Mein Vater hätte das Bild gerne gehabt. Meine Mutter und ich sahen uns aber schon am Hungertuch nagen, denn es kostete damals 100 000 Franken. Das kann man sich gar nicht mehr vorstellen, das wären heute 100 Millionen. Wir hatten es dann unserem Vater verpatzt. Das Bild wurde an einen kanadischen Sammler verkauft. Ich trauere ihm manchmal heute noch nach. Aber immerhin hat er es einem Museum in Toronto vermacht.

Sie und Ihr Vater hatten ein Auge für Kunst, die seinerzeit oft nicht verstanden und wenig akzeptiert war. Wie finden Sie die Kunst heute in der Gegenwartsszene?

Ich habe grosse Mühe damit. Das alles scheint mir mit Kunst gar nichts mehr zu tun zu haben. Das ist heute zu 90 Prozent reiner Kommerz und bloss noch zu 10 Prozent Kunst. Jedes Mal, wenn ich die Kunstmesse Art Basel verlasse, sage ich mir, nächstes Jahr gehe ich sicher nicht wieder hin. Die heutige Kunstszene, das ganze Drumherum stösst mich eigentlich ab.

Sie vertreten mit Ihrem Museum ein Konzept, das kritisiert wird, statisch zu sein. Gibt es auch Vorteile für ein Museum, das den Besuchern immer dasselbe Erlebnis bietet?

Das hat grosse Vorteile. Ich konnte mein Museum so einrichten, wie ich es richtig finde. So hat jedes Bild den perfekten Platz. Wir leihen auch nichts aus. Und ich halte nichts von dauernden Wechseln, um Publikum anzulocken. Ich habe allerdings das Glück, mit dem zentralen Standort inmitten der Touristenstadt Luzern, gute Besucherzahlen zu haben, darunter viele Touristen aus der ganzen Welt. Darüber freue ich mich sehr.

Wo und wie sehen Sie das Museum in zwanzig Jahren?

Gebäude und Kunst gehören der Stiftung. Damit ist vorgesorgt, dass dieses schöne Ensemble auch für die Zukunft Bestand haben kann.